

## Buchbesprechungen

Stein, D. G., Brailowsky, S., Will, B.: **Brain-Repair: Das Selbstheilungspotential des Gehirns oder wie das Gehirn sich selbst hilft.** X, 130 S. G. Thieme, Stuttgart New York, 2000. Brosch. DM 39,90, sFr 37,-, öS 291,-.

Zu Beginn der „Dekade des Gehirns“ erscheint die französische, zur Mitte die amerikanische, nun, zu deren Ende, die deutsche Ausgabe von „Brain-Repair“, mit der eine absolut gewinnbringende Lektüre vorliegt. Das sage ich deshalb gleich an dieser Stelle, weil Leser und Leserin sich nicht von meinen etwas kritischen Formulierungen zu falschen Schlüssen verleiten lassen sollten. Das Buch – wissenschaftlich in der Aufmachung, populärwissenschaftlich in der Substanz – beginnt mit den üblichen Rechenexempeln von gesellschaftlich zu hohen Kosten, womit sich unterdotierte und von falschen Annahmen ausgehende Forschung rächt. Es kommt dann aber rasch zu der das Buch dominierenden These von der Reparaturfähigkeit des Gehirns (brain-repair), der sogenannten *Neuroplastizität*, womit „die Fähigkeit von Nervenzellen gemeint (ist), die chemischen und strukturellen Veränderungen zu bekämpfen, die, wenn sie nicht bekämpft werden, zum Tod der Zelle führen“ (S.4). Zerstörtes Gewebe könne sich – weit mehr als bisher angenommen und behauptet – regenerieren; es handle sich dabei eben nicht um Kompensation, bei der intakte gebliebene Hirnanteile Aufgaben geschädigter übernehmen würden. Die Autoren verstehen sich als Neurowissenschaftler und bezeichnen damit „ein neues Feld, das Biologie, Psychologie, Kybernetik und Medizin verbindet“ (S. 2). Als Psychologe ist man jedoch immer skeptisch, wenn die eigene Profession inkludiert wird; allzu oft ist es nur leeres Bekenntnis. Wenn dann von Tagungen berichtet wird, die von 300 Teilnehmern im Jahre 1971 bis zu 20.000 Kongressteilnehmern zuletzt angewachsen sind – dann, bitte sehr, wofür soll das ein Gütezeichen sein? Mit den schwer erträglichen Amerikogermanismen, z. B. „viele Menschen glauben üblicherweise“, geht es dann weiter.

Auch der historische Rückblick kommt um die üblichen Überheblichkeiten nicht herum, wie gefährlich doch frühere Behandlungen waren: „Vor nicht allzu langer Zeit bohrte man Patienten Löcher in die Köpfe ...“ (S.6). Diese „Operateure“ sind klar von Neurochirurgen, die ohne Führungszeichen daher kommen, zu unterscheiden, die ebenfalls *Trepanation* anwenden. Während erstere an Geister glauben, tun es letztere nicht. Selbstverständlich sehen sie in der gängigen Redewendung vom „gebrochenen Herzen“ den obsoleten Bezug zur „alten kardiozentrischen Theorie der Leidenschaften“, als wäre damit nicht ein psychosomatisches Reaktionsmuster anstelle eines somatopsychischen gemeint. Abgesehen von solchen (zu erwartenden) blinden Flecken, führen uns die Autoren über 10 kurzweilige wissenschaftshistorische Seiten an die fundamentale Erkenntnis heran, dass das Gehirn der Sitz des Verhaltens ist und Schädigungen nicht allein kompensiert sondern vielmehr repariert werden können.

In belehrendem Stil geht es entlang der bild- und zeichengebenden Verfahren, den sogenannten „Fenstern zum Gehirn“, weiter: „In einer Maschine, die ein wenig wie ein Backrohr aussieht, werden sehr (sic!) sensible Detektoren um den Kopf des Patienten herum angebracht, um die Präsenz der radioaktiven Partikel sehr (sic!) genau entdecken zu können“ (S. 22). Was könnte der Leser schon anderes denken, als dass in den medizinischen Wissenschaften immer sehr genau vorgegangen wird und von den angesprochenen Geräten jedes seine eigenen Meriten hat? EEG-Aufnahmen, so lesen wir, sind nicht out, denn sie vermögen „unter Umständen“ hyperaktive Kinder zu identifizieren, denen mit einem CT oder MRT jedenfalls nicht beizukommen ist (S. 25).

Nun tauchen wir aber schon in die faszinierende Welt der Zelle ein, die dem menschlichen Erfindergeist allerdings noch immer weit überlegen ist: „Es ist schwer zu glauben, dass etwas so kleines so komplex sein kann, und dass chemische Stoffe zur Zellerhaltung und zum Zellwachstum produziert werden können, wie es selbst die modernsten pharmazeutischen Fabriken nicht könnten“ (S. 27). Die Autoren beschränken sich auf das Notwendigste. Man erfährt im Hinblick auf das Thema des Buches daher vor allem etwas über die Funktion der Synapsen. Ihre (lokalen) inhibitorischen und exzitatorischen Eigenschaften werden durch die von Peptiden, die auch an weiter entfernten Orten wirksam werden können, ergänzt. Mehr darüber erfährt man nicht, außer dass durch die Frequenz der angeführten Prozesse das Neuron „eine Art Gedächtnis aus Erfahrung“ entwickelt (S. 30), das in *Gewöhnung (Habituation)* oder *Sensibilisierung* mündet, und dass trophische Unterstützung denjenigen Zellen zukommt, „die metabolisch gesehen aktiver sind“ (S. 31) – womit sie sich gegen den programmierten Zelltod, die auch aus Verletzungen und Krankheit herrührende *Apoptose*, schützen.

Interessant wird das Buch freilich, wenn es sich dem geschädigten Hirn und seinen Reparaturanstrengungen zuwendet. Hier treten Forscher, Arzt und Natur in einen Wettstreit. Zum Bedauern der Autoren sieht es auf Seiten der Fachleute wenig günstig aus, was auf mangelnde Kommunikation zwischen Theoretikern und Praktikern zurückgehe. Vor allem aber auf Ignoranz. Die Selbstheilungskräfte des Gehirns würden oft Latenzen weit über 10 Jahre beanspruchen, ein Zeitraum, den meist kein Arzt wissenschaftlich verfolgt. Sie lassen ihre Patienten deshalb darüber meist im Unklaren oder versorgen sie mit fragwürdigen und pessimistischen Mythen der Rückbildung, wie z.B. mit der Theorie von der *Äquipotentialität* verschiedener Hirnregionen, wodurch sie für *Vikariatsaufgaben* zur Verfügung stünden (S. 38). Zumindest der fundamentalste, der von Ramon y Cajal vertretene Mythos, wonach Regeneration nicht möglich sei, scheint überwunden. Allerdings ist noch völlig offen, ob regeneratives Wachstum, wenn es nicht nur um die relativ primitiven Anforderungen bei abgetrennten Gliedmaßen sondern um Reparaturen im Gehirn geht, immer auch mit funktional sinnvollen Antworten reagiert. Denn da ist das Phänomen des *kompetitiven Sproutings* oder *kollateralen Wachstums*, bei dem aus Gründen des *Horror vacui* benachbarte Hirnregionen um die Ausbildung fehlender Synapsen konkurrieren. Es ist klar, dass dabei die geschwächte und geschädigte Region einen Startnachteil hat. Das zu prüfen, verlangt nach Verhaltensdaten, die aber fehlen fast gänzlich. Vorher sei deshalb an therapeutische Maßnahmen guten Gewissens nicht zu denken. Der Schlüssel zur inhärenten Plastizität des Hirngewebes sei somit nicht das Problem, vielmehr „wie sie funktionieren, welche Risiken und welchen Nutzen sie für Patienten haben könnten“ (S. 50).

Einige dieser Schlüssel sind identifiziert: neurotrophische Substanzen wie NGF (nerve growth factor), die (leider) selektiv nur auf cholinerge Neuronen wirken, die CAMs (cell adhesion molecules), die beim Lernen eine Rolle spielen und vor allem die Gliazellen, die wie ein Immunsystem wirken, dann aber, bei zu langer Verweildauer im geschädigten Gebiet auch gefährlich werden können, „weil auch sie Substanzen abgeben, die Nervenzellen schädigen können. Alles hängt also von einem präzisen Zeitablauf ab, und das ist auch der Grund, warum wir noch vieles an diesen seltsamen, aber sehr wichtigen Komponenten des Gehirns erforschen müssen.“ (S. 58)

Zeit spielt auch eine Rolle für die Langzeitfolgen von Läsionen. Lange galt die von Margaret Kennard in den 40er Jahren untermauerte Doktrin: je früher eine Läsion, desto „besser“, da sich Regeneration hier noch entfalten könne, während dies im Erwachsenenalter nicht mehr möglich sei. Tierexperimente haben das eindeutig belegt. Doch Donald Hebb wieder sprach unter Hinweis auf Einzelfälle von Patienten, die ihre volle Intelligenz beibehalten hätten. Läsionen könnten eben

den sehr früh angelegten *Konzepten*, derer sich Intelligenz bedient, nichts anhaben. Ganz anders allerdings, wenn die Läsionen die Entwicklung von Konzepten stören. Doch die Dinge verkomplizieren sich wieder und laufen darauf hinaus, viele unterschiedliche Faktoren zu kontrollieren. Läsionen am ersten Lebenstag bedeuten für Ratten und Affen etwas anderes, ganz zu schweigen von den Ergebnissen beim Menschen, für den es aus Gründen der Forschungsethik weit weniger gesicherte Daten gibt. Selbst zwischen Rattenrassen, deren Gehirne unterschiedlich schnell reifen, gibt es daher unterschiedliche Langzeitfolgen. Wahrscheinlich sind aber Zellen, die ihre genetische Bestimmung im Gehirn bereits aufgenommen haben, also „ältere“ Zellen, im Falle einer Läsion irreversibel geschädigt. Doch auch dabei gibt es graduelle Unterschiede. Eine (langsam verlaufende) Tumorschädigung wirkt anders (günstiger) als ein chirurgischer Schnitt oder ein Schlaganfall, die rasch erfolgen. Und, was für operative Eingriffe wichtig sein kann, es sind fraktionierte (mehrere kleine Einschnitte) besser zu verkraften als radikale (totale) Operationen. Doch da wachsen wieder die operativen Risiken. „Ja, das ist frustrierend“, meinen die Autoren, „aber gerade diese Frustration sorgt dafür, dass die Leute nächtelang in ihren Labors arbeiten, um all diese rätselhaften Erscheinungen aufzuklären“ (S. 65). Vorläufig ist der gemeinsame Nenner vielleicht am besten in Hughlings Jacksons Formel vom „Effekt des Momentums der Läsion“ (S. 67) gefunden.

Auf das Selbstheilungspotential des Gehirns, so stellt sich in Kapitel 8 heraus, ist nicht ganz Verlass. „Glücklicherweise ist Wissenschaft aber dazu da, allgemein anerkannte Dogmen in Frage zu stellen“ (S. 72). Vom amerikanischen Präsidenten Bush eingebremst, von Bill Clinton wieder ermöglicht: *fötale Gewebetransplantate*. „Die Idee, neues Gewebe in das geschädigte Gehirn zu implantieren, ist eine der aufregenderen und vielversprechenderen Methoden bei der ‚Hirnreparatur‘“ (S. 72). Hier nun spürt man die Aufregung, die von anfänglichen und in den Medien ausgeschlachteten „Erfolgen“ ausgeht, die aber hauptsächlich von nicht näher bezeichneten Forschungsgruppen aus Tschechien, Kuba und China erbracht wurden. Um das Dopamin, das die Blut-Hirn Schranke nicht zu überwinden versteht, dem Parkinson Kranken aber zugeführt werden muss, bereitzustellen, werden alle Anstrengungen unternommen. Probleme der Ethik und der Immunabwehr werden durch *autologe Transplantate* von dopaminhaltigen Zellen der Nebennieren umgangen. Leider mit wenig Erfolg. Skrupelloosere Methoden mit dopaminergen Neuronen menschlichen embryonalen Gewebes verlocken weiter. Erfolge ergeben sich aber nur bedingt – wenn die Patienten jung und drogenabhängig waren (Erklärung bitte im Buch auf S. 81 nachlesen). In Summe sieht die Erfolgsrate zur Zeit der Drucklegung des Buches mit 130 fötalen Hirngewebetransplantaten zu sechs profitierenden Patienten recht mager aus. Das gilt auch für die Yale-Gruppe um Eugene Redmond, die nach Einschätzung der Autoren zwar auf vielversprechendere Ergebnisse mit Operationen an vier Patienten verweisen können, jedoch Realisten bleiben: „Nach ihrer eigenen Aussage waren die Ärzte keineswegs sehr glücklich über ihre Ergebnisse“ (S. 81). Die Transplantationsthematik wird gewissermaßen trianguliert: von (a) der Menge („man braucht mindestens sieben Embryonen, um einen Patienten zu behandeln“ S. 84), von (b) den geringen Erfolgen und von (c) den unerwünschten Wirkungen, die einerseits von ungebremst wachsenden Zellen, die nicht wissen, „wann sie aufhören müssen“ (S. 85), ausgehen, andererseits vom alarmierten Immunsystem, das, wegen der Blut-Hirn Schranke zwar verzögert, letztlich aber doch seine zerstörerische Arbeit am fremden Gewebe aufnimmt. Und auch kultivierte, dopaminerg gemachte Zellen, die das ethische Dilemma zu umgehen verstünden, werden sich mit dem Immunsystem herumschlagen müssen. Vielversprechender scheint hier die von den Autoren propagierte *Neurogenese* des erwachsenen Gehirns zu sein. Nur, die ist derzeit noch auf erwachsene Mäuse beschränkt, jedenfalls

was ihre kontrollierte Beobachtung betrifft, weshalb sie gezwungen sind, sich noch einmal zur heiklen Frage der Ethik zu äußern: „Auf jeden Fall wird die Debatte, ob man menschliches fötales Gewebe verwenden soll, nicht im Labor entschieden – unabhängig davon, wie erfolgreich zukünftige Ergebnisse sein mögen. (...) Es ist eine weitreichende Frage, die in einer offenen und sachlichen Debatte diskutiert werden muss, genauso wie die Frage, was eine vernünftige und menschliche Sozialpolitik ist“ (S. 87).

Aber auch die *Pharmakologie* kann nicht wirklich helfen: „Zur Zeit gibt es keine Medikamente, um durch Schlaganfall oder Trauma verursachte Hirnschädigungen zu reparieren“ (S. 88). Doch darum sollte kein Pessimismus um sich greifen, warnen die Autoren, denn das würde die Pharmafirmen veranlassen, weniger auf diesen Gebieten zu investieren. Nichtsdestoweniger ist die Behandlung von Kopfverletzten „in der Zwischenzeit ein großes Geschäft“, dem sich die pharmazeutischen Firmen nicht entziehen können und mit „aggressiven Forschungsprogrammen begonnen (haben), um neue Medikamente zu entdecken und zu vermarkten“ (S. 88). Doch nach solchen Präliminarien wenden sich die Autoren wieder der Wissenschaft zu, denn: „Im letzten Jahrzehnt gab es aufregende Fortschritte in den Neurowissenschaften, so dass sich die schlechten Aussichten für Behandlungsmethoden ein wenig verbessert haben“ (S. 89). In einem kritischen Kapitel erfahren wir von Unzulänglichkeiten der gegenwärtigen Praxis. Vermeintlich erfolgreiche Medikamente wurden zu früh eingesetzt, bevor man deren verheerende Langzeitwirkungen auf das geschädigte Gewebe kannte – wie etwa im Falle von *Tranquilizern*, die vermutlich die funktionale Rückbildung blockieren. Doch das bringen Behandler nur schwer oder gar nicht in Erfahrung, denn „Leider sehen die meisten Neurochirurgen und Traumaspezialisten ihre Patienten kaum noch, wenn diese einmal von der Intensivstation weg sind“ (S. 90). Die Diskrepanzen sind zahlreich. Kein Mensch plant eine Hirnschädigung, doch die experimentellen Ergebnisse aus dem Labor stellen solche dar und sind weit entfernt von natürlichen Bedingungen, die beispielsweise durch Körpertemperatur, Stress- und Geschlechtshormone bestimmt werden. Es hat (zumindest im Tierexperiment) fatalere Folgen, wenn eine Hirnverletzung im Zustand erhöhten Östrogens und niedrigen Progesterons erfolgt und nicht umgekehrt. Der Proteinbedarf für die Aufrechterhaltung einer normalen Metabolismusrate übersteigt bei Hirnverletzungen das Zehnfache, doch die Klinik beruft sich vielfach auf Ergebnisse, die diesen Faktor nicht berücksichtigt haben, und so „könnten Mangelernährung und Nichtansprechen auf die medikamentöse Therapie die Ergebnisse sein“ (S. 95). Wundermittel sind nicht zu erwarten, weshalb man mit den vorhandenen Medikamenten auskommen müsse. *Levodopa*, die die Blut-Hirn Schranke überwindende Vorstufe des Dopamins, hilft bei Parkinson, doch verlangt es bald nach frequentieller und quantitativer Dosissteigerung. *Amphetamine* provozieren die für das normale Funktionieren notwendigen Neurotransmitter Adrenalin, Noradrenalin, Serotonin und Dopamin, was zur Rückbildung verlorener Leistungen führt, jedoch auch nur solange das Mittel im Körper ist. Schließlich sind auch von ihm Abhängigkeit und toxische Wirkung auf die Neurotransmitter zu befürchten, was den anfänglichen Vorteil in sein Gegenteil umschlagen lassen kann. Nicht lange zu warten, den Destruktionsprozess möglichst früh zu blockieren, ist nach Ansicht der Autoren ohnehin die beste Methode, was sich auch schon andere gedacht haben: „Ein einzigartiges Medikament mit solchen Charakteristika ist genau die Art von Mittel, welches pharmazeutische Firmen zur Zeit suchen“ (S. 98). Zerstörtes Gehirngewebe ist vom Auftreten freier Radikale begleitet, sodass *Antioxidanzien* sich als Mittel der Wahl erweisen. Vitamin E beispielsweise ist in der Lage, die zuletzt unvermeidliche Einnahme von *Levodopa* deutlich hinauszuzögern. Es ist zudem billig, hat aber den Nachteil, Gerinnungsfaktoren zu hemmen, wodurch die Gefahr von Gehirnblutungen natür-

lich wächst. Deshalb können Ärzte den Einsatz natürlich nicht bedenkenlos gut heißen. Somit ist der Ball wieder bei den Pharmafirmen, die schon auf der Suche nach starken und entsprechend nebenwirkungsfreien Antioxidanzien sind. Falls ihnen das zu teuer wird, sorgen sich unsere Autoren, geben sie ihnen Folgendes zu bedenken: „Durch die Entwicklung einzigartiger Moleküle können (sie) die Substanzen auch patentieren lassen und somit ihre Forschungs- und Entwicklungskosten wieder hereinbringen“ (S. 101). Weil das Geld aber überall knapp wird, nimmt man nun die bisher nur von „Gesundheitsaposteln“ propagierten *Vitamine* ernst und verdammt auch nicht gleich Naturprodukte wie Extrakte des *Ginkgo-biloba* Baumes. Die Zukunft, berufen sich die Autoren auf Tracy McIntosh, „eine führende Forscherin auf dem Gebiet der Kopfverletzungen“ (S. 101), liege in *maßgeschneiderten Behandlungsmethoden*, die die komplexen Bedingungen von Alter, Gesundheitszustand zur Zeit der Verletzung, Art, Schweregrad und Ort der Schädigung zu berücksichtigen wissen. „Die Tatsache, dass so viele sekundäre Faktoren zu neuronalem Verlust beitragen, bedeutet, dass wir Wirkstoffkombinationen („Cocktails“) entwickeln müssen, um Schädigungen des Zentralnervensystems effektiv behandeln zu können“ (S. 102). Dass dabei die Psychologie nicht fehlen darf, belegt das letzte Kapitel.

Man wird zwar vergeblich nach einer Konkretisierung von *Psychotherapie* suchen (der Begriff kommt nur einmal auf Seite 106 vor), doch ist die Haltung der Autoren durchaus von medizinspsychologischem Geist getragen. Aus ihren Zeilen dringt die Sorge um eine patientengerechte Behandlung: „Die meisten Krankenhäuser sind dafür entworfen, effektive medizinische Technologie anzuwenden, aber sie sind nicht besonders darauf eingerichtet, die psychologischen Aspekte der Krankenhausumgebung zu beachten“ (S. 103). Es gibt noch viel Arbeit, das Feld sei zwischen künstlichem Schlaf und „Stimulation an der Grenze therapeutischen Wahnsinns“ (S. 103) angesiedelt. In sozialen Programmen, die hier etwa die „goldene Mitte“ ausmachen, würden Patienten aber oft wie Grundschüler oder Kindergartenkinder behandelt und mache Ärzte würden ihre Patienten (und wohl auch deren Angehörige, möchte ich hinzufügen) demotivieren, wenn sie selber nicht an eine aktiv zu unterstützende Rückbildung der Schädigung glauben. „Welche Art von Umgebung ist für Patienten mit Hirnschädigung optimal?“ (S. 103) – fragen sich daher die Autoren und referieren die wichtigsten Forschungsergebnisse. Aktivität, auch wenn sie wie in den Affen-Experimenten von Michael Gazzaniga erzwungen wird, zeigt erstaunliche Ergebnisse. Patienten, die sich freilich selber motivieren (oder motiviert werden) können, gelingt es *Skotome* in ihren Dimensionen zu verkleinern – vermutlich mittels Inseln verschonter Zellen. Ob es sich dabei um Rückbildungen handelt oder trotzdem schlicht um Kompensation, ist unter den Spezialisten noch nicht entschieden. Inwiefern hier Psychotherapie, wie angedeutet, helfen soll, wurde mir allerdings nicht klar – es sei denn die Autoren meinen damit jede Form von geistigem Bemühen im Rahmen der Rehabilitation.

Was auch immer in der Rehabilitation geschieht und induziert wird, hängt letztlich auch von Umweltbedingungen mit ab. Motivation, die sich auf nichts beziehen kann, wird schließlich verebben. Besonders anschaulich wird der Text, wenn er sich solchen Kontextbedingungen zuwendet. So entwickelt sich ein dickerer Kortex, wenn sich Tiere in einer „angereicherten Umgebung“ entwickeln konnten, wie sich bei Ratten herausstellte, die in drei unterschiedlichen Umweltbedingungen aufwuchsen: einzeln in einem engen Drahtkäfig, zu mehreren in einem Drahtkäfig bescheidenen Ausmaßes mit ausreichend Nahrung und Gruppen zu zwölf in einer Art „Ferienklub für Ratten“. Der Grad der Rückbildungen nach Hirnverletzungen profitiert ebenfalls von komplexeren Umwelten, doch was für Nager zu funktionieren scheint, ist beim Menschen wenig untersucht, „weil sich viele Forscher mehr mit sehr speziellen kleinen Fragestellungen be-

schäftigen, so dass umfassende Fragen gerne als „unpräzise“ und „weich“ ignoriert werden“ (S. 110). Doch „Zimmer mit schöner Aussicht“ sollten solchen mit gegenüberliegender Ziegelwand vorgezogen werden, denn es verringert (a) den Schmerzmittelgebrauch, lässt einen (b) weniger lästig gegenüber dem Pflegepersonal sein und bringt einen (c) früher nach Hause – vorausgesetzt man wurde von Roger Ulrich und seinen Kollegen an der Universität von Southern Illinois untersucht, hatte eine Dickdarmoperation und musste nicht zurück ins eigene Heim mit einer Ziegelwand im Visavis. Spaß beiseite, es macht die Stärke des Buches aus, dass es sich souverän für eine ganzheitliche Sichtweise stark macht und auch die entsprechenden Untersuchungen berücksichtigt: „Kognitive und emotionale Prozesse sind ein integraler Teil der Aktivität des Nervensystems – Verhalten reflektiert Hirnfunktionen genauso wie die Produktion von Neurotransmittern und Nervenimpulsen“ (S. 110). Um diese Botschaft zu vermitteln, werden sie sogar persönlich und berichten von einem der Autoren, der gleich von dreien seiner Plagen (Entzündung des Ischiassnervs, Karpaltunnelsyndrom und Schleimbeutelentzündung) erlöst wurde, nachdem er einen Radfahrurlaub in Frankreich angetreten hatte. Diese als „mechanische“ Leiden der Gelenke und Wirbelsäule bekannten Symptome tauchten allerdings nach Rückkehr an die Arbeit schlagartig wieder auf. Frankreich scheint ein vorzügliches Therapeutikum zu sein. Denn in einem weiteren Beispiel erwies es sich als gewissermaßen „unauslöschlicher Eindruck“, dem auch ein Schlaganfall nichts anhaben konnte. Französisch, das er als junger und (vor allem) verliebter Mensch erlernt hatte, kehrte bei einem Patienten zunächst als einzige Sprache wieder zurück. Doch Emotionen und Glück sind keine medizinischen Kategorien und Anekdoten und Einzelfälle keine Beweise. Was also hat gewirkt? Die Autoren: „Wir wissen es einfach nicht“ (S. 113).

Bei aller Gefinkeltheit der neurowissenschaftlichen Untersuchungen im Labor wird doch eines übersehen: The proof of the pudding is in the eating, oder, wie es die Autoren ausdrücken: „Das Verhalten ist der Schlüssel“ (S. 115). *Sprouting* in der Petrischale kann sich im Körper als Bumerang herausstellen. Worüber immer das Labor jubelt, muss nicht gleich für den Patienten gut sein. Und so wird aus dem Epilog („Wie geht es weiter“) ein Appell an eine anwendungsorientierte Neurowissenschaft. Doch andere als Humanitätsbestrebungen beherrschen das Feld: „Im Gebiet der Neurowissenschaft selbst besteht nur wenig Interesse daran, Verhaltensstudien und biologische Studien zusammenzubringen. Die Durchbrüche von heute hängen von präzisen molekularen und genetischen Methoden ab und Wissenschaftler müssen dort hingehen, woher die Geldmittel fließen. Ein Teil des Problems kommt auch von dem ungeheuren Druck, unter dem Wissenschaftler stehen, ihre Arbeiten zu publizieren. In dem Zeitraum, der für eine einzige vernünftige Verhaltensstudie benötigt wird, kann ein guter Neurochemiker Dutzende publizierbarer Berichte verfassen. Die Vernachlässigung von Verhaltensstudien behindert tatsächlich den Fortschritt in den Versuchen, geeignete Behandlungen für Hirngeschädigte zu finden“ (S. 115).

Es ist ein sehr lesenswertes Buch, das die Versprechungen auf seinem Rücken einlöst. Der „Blick in das lebende Gehirn“ und auf all die anderen Aspekte gelingt vollkommen. Es mag mit der bildhaften Darstellung zu tun haben, wenn dieses Buch gänzlich ohne Illustrationen (und Tabellen) auskommt. Zeitdruck oder Wissenschaftsgläubigkeit oder Angst, etwas Falsches auszudrücken, bringen es vielleicht mit sich, dass die Übersetzung aus dem Amerikanischen (und nicht dieses Buches) einen leicht befremdenden Jargon annimmt. Ein Beispiel für viele auf Seite 74: „Tatsächlich führten diese Ergebnisse zu großer Aufregung ...“ – das wird zur Charakterisierung dieses Buches zwar nicht taugen, eher schon, dass es zu „großer Anregung“ führte. Wie gesagt: eine absolut gewinnbringende Lektüre.

Ulrich Kropfiumigg, Wien

**Gergen, K.: An Invitation to Social Construction.** 248 pp. Sage Publications, London Thousand Oaks New Dehli, 2000. Geb. US\$ 82.00.

Kenneth Gergens Vater war ein angesehener Geschichteprofessor in USA. Seinen Bruder David Gergen hört man Donnerstags häufig in einem bekannten U.S. Fernsehkanal nach den Nachrichten, wenn er Autoren über den Inhalt ihrer neu erschienen Bücher, die gesellschaftliche Relevanz besitzen, interviewt. Kenneth Gergens Frau Mary Gergen ist eine angesehene Professorin für Frauenfragen und feministische Theorie in Baltimore und Kenneth Gergen ist Mustin-Professor für Psychologie (Sozialpsychologie) in Swarthmore College und vor allem ein leidenschaftlicher, schier unermüdlich scheinender Idealist, dazu beizutragen, die Welt, in der wir leben und die wir miteinander erschaffen, möglichst human und offen für so viele wie möglich zu gestalten, was auch immer dies im Konkreten bedeuten mag. Er und seine Frau schreiben viel, lehren viel, sind sozial engagiert, reisen viel, sind in vielen Tagungen eingebunden, geben viele Workshops und Präsentationen, kennen viele Menschen, mit denen sie in Kontakt stehen und in Kontakt bleiben und interessieren sich für viele Menschen und deren Anliegen, Meinungen und Überzeugungen. Lehre und mit Menschen in Dialog treten, Schreiben und das Vorgetragene diskutieren und hinterfragen, Theorie und Praxis – das eine lässt sich ohne das andere nicht denken oder tun, so lebt es Kenneth Gergen als Person vor.

Kenneth Gergen hat viel zu sagen, regt mit seinen Ideen immer wieder zum Denken an und er hat auch eine Gabe, offen und mit großer Neugier zuzuhören. Seine eigenen Ideen ändern sich ständig, neu Gehörtes und Erfahrenes wird aufgenommen. Gesprächspartner werden aufgesucht, er steigt immer wieder in aktuelle Themen mit anders Denkenden ein: mit Respekt, aber auch Offenheit und so manchen Erschütterungen von Vorannahmen, die Denkansätzen zugrunde liegen, seine eingeschlossen.

„Toward Transformation in Social Knowledge“ (1982, Springer Verlag, New York) war sein erstes Buch über den sozialen Konstruktivismus. Nach seinem eher akademisch geschriebenen Buch „Realities and Relationships“ (1994, Harvard University Press) erschien 1996 auf Deutsch im Karl-Auer-Systeme-Verlag „Das gesättigte Selbst“ („The Saturated Self“ 1991 bereits in New York, Basic Books erschienen). Sammelbände mit den unterschiedlichsten humanwissenschaftlichen Fragestellungen hat er angeregt und viele davon mitgestaltet. Das gerade erschienene Buch gibt eine Übersicht über sein derzeitiges Verständnis des sozialen Konstruktivismus, eine Haltung, die Welt, sich selber und andere zu sehen, zu begreifen, sich darin zu bewegen und sie mitzugestalten.

Kenneth Gergen gilt als einer der wichtigen Sprecher des sozialen Konstruktivismus. Der Beginn dieses Zugangs zur Welt und zu sich selbst oder der Beziehungen zu sich selbst und anderen wird auf seine Publikation (1973) „Social Psychology as History“ zurückgeführt (Vivian Burr, 1999, An introduction to social constructionism. Routledge, London, S. 11). Inzwischen sind zumindest für Psychologen, Feministen, Soziologen und Systemiker sozialkonstruktivistische Überlegungen Allgemeinwissen geworden. Und dennoch: es ist schwer, diese Ideen nachzuvollziehen, sie in ein Denksystem zu bringen und zu erklären; was sozialkonstruktivistische Überlegungen beizutragen haben, ohne ihnen Gewalt mit Verallgemeinerungen anzutun. Vom Lokalen, Partikulären und im konkreten sozialen Miteinander Situiereten kann nicht abgesehen werden. Das nun vorliegende Buch ist sein Versuch, den sozialen Konstruktivismus, den Gergen selbst als soziale Konstruktion betitelt, in eine Tradition von Wissenschaften einzubetten und ihn dazu zu positionieren.

Gergens Buch ist eine Einladung an Leser mit ihm in Dialog zu treten, nicht mehr und nicht weniger. Er will nicht zeigen, wie man die Welt, sich selber und vor allem seinen eigentlichen Gegenstand – das Sozialpsychologische – verstehen

könnte oder sollte. Er will keinen Anspruch an die Wahrheit, die Realität, die richtige oder bewährte Theorie erheben, sondern mit seinen Ausführungen einladen zum Überdenken, Nachdenken, Querdenken und Weiterdenken und vor allem selber Stellung zu beziehen und dies in reflektierter Art und Weise, so dass Alternativen auch mitbedacht werden können. In persönlichen Begegnungen und bei öffentlichen Auftritten ist es ihm immer wichtig, Raum zu eröffnen, damit sich möglichst viele auch einbringen können. Viele Fragen im Text sind nicht nur rhetorisch gestellt. Beispiele zu theoretischen Überlegungen unterstreichen die Untrennbarkeit der Theorie vom Tun im Alltag; seine persönlichen Überlegungen und Erfahrungen, Aufgreifen von wichtigen Anliegen, Themen und Dialogen in verschiedenen akademischen, politischen, sozialpolitischen und technologischen Bereichen und sein Weg durch Argumente, Beispiele und vor allem persönlich Stellung Nehmen regt an. Er will vor allem Raum für anderes und andere lassen, ja ausdrücklich Raum dafür schaffen.

Das Buch lesen ist ein intellektuelles Vergnügen. Mit so vielen großen Ideen, derzeitigen Fragestellungen, und Denkern (jede Überschrift wird von einem Zitat eines bekannten Autors aus dem wissenschaftlichen oder öffentlichen Diskurs untermalt) wird man bekannt gemacht; sie werden in einer übersichtlichen kohärenten Form und in einfacher Weise präsentiert und gleichzeitig auch in anderes Licht gestellt, so dass sich der Leser dem Nachdenken und selber Positionieren kaum entziehen kann. Leser werden verführt, selber Stellung zu beziehen, Gegenbeispiele zu suchen oder Bestätigung im eigenen Erfahrungsschatz zu finden. Seine Gabe, Wesentliches zu sichten, dahinter Liegendes und dem zugrunde Liegendes zu heben und besprechbar zu machen und wiederum zu hinterfragen erlauben dem Leser, mit den großen Narrativen der derzeitigen Humanwissenschaften auf nachvollziehbare Weise in Kontakt zu kommen und Lust auf mehr Lesen zu bekommen. Am Ende jedes Kapitels werden Literaturhinweise auf wichtige Texte zum Weiterlesen gegeben. Der ausführliche Index hilft beim Nachschauen, Querverbinden, wieder in Erinnerung rufen von anderen Gedankengängen über ähnliche Inhalte: eine sozialkonstruktivistische Herangehensweise aus erster Hand.

Zum Inhalt: Psychologie der Moderne ruht auf den Säulen der Autonomie, des Innen und Außen, der Welt draußen und des Verstehens der Welt mittels Beobachtung, Erziehung, Vermittlung des Wissens von einzelnen und individuellen Verantwortlichkeiten. Psychisches wird auf das Substrat der Gehirnaktivitäten bezogen. Wissen ist eine Ansammlung von Repräsentationen. Wissenschaftler beschäftigen sich mit der Welt, wie sie ist, indem sie systematisch der Beobachtung zugänglich gemacht wird. All diese Annahmen sind in eine Tradition des Denkens und des sich und einander Verstehens einzuordnen. Die Sprache wird als eine lexikalische, gegebene vorausgesetzt (Abbild- und Korrespondenztheorie).

Diese Überzeugungen wurden im letzten Jahrhundert immer mehr der Kritik ausgesetzt, bis das ganze Denkgebäude gegen Ende des Jahrhunderts immer mehr ins Wanken kam. Ideologische Kritik auf breiterer Basis kam vor allem von Marxisten und Feministen der Sozial-, Natur- und Humanwissenschaften. Saussure sprach beispielsweise bereits vor einem Jahrhundert von der willkürlichen Verbindung vom Zeichen und zu Bezeichnendem (signifier und signified); die Bedeutung der Linguistik für Erkenntnis und Kommunikation wurde in den folgenden Jahrzehnten immer mehr gesehen. Immer mehr Stimmen wurden laut, den selektionierenden Prozess der Sprache zu berücksichtigen, die bestimmtes in den Vordergrund rücken lässt und vieles als gegeben voraussetzen vermag. Bedeutungen heben sich vom Hintergrund des Angenommenen und Vorausgesetzten ab. Zwischen außen und innen wird etwas gestellt oder betrachtet, das Beachtung braucht. Dazwischen steht die Konstruktion, die sowohl das Innen wie auch das Außen färbt. Marxistische Traditionen, feministische Kritik, Postmoderne, linguistische Ansätze und

viele andere beschäftigten sich immer mehr mit dem Dazwischen. Dazu die Stimme von Heisenberg „Wenn von einem Naturbild der exakten Naturwissenschaften in unserer Zeit gesprochen werden kann, so handelt es sich eigentlich nicht mehr um ein Bild der Natur, sondern um ein Bild unserer Beziehung zur Natur.“ (Heisenberg, 1955, Das Naturbild der heutigen Physik. Rohwolt, Reinbek, S. 24)

Im sozialen Konstruktivismus wird dieser Dualismus des Innen und Außen über Bord geworfen. Bedeutungen schließen das Gemeinte und die Wirkung im sozialen Miteinander mit ein, ja, sie werden erst im sozialen Miteinander komplettiert. „Language, in this sense, is not the mirror of life, it is the doing of life itself“ (Gergen, 1999, S. 35). Wahrheit und Wirklichkeit werden als bestimmte Sprachspiele durch ihre erfolgreiche Funktion im Beziehungsritual als solche zu etwas „Objektivem“, zu Referenzpunkten (Gergen, 1999, S. 36). Macht ist im Foucaultschen Sinn offene, mehr oder minder koordinierte Beziehungsmuster (Gergen, S. 38). „As these reputations become shared so do they become to be taken-for-granted realities. And it is these realities that inform public policies, educational practices, police actions, and so on“ (Gergen, S. 42, 43).

Vier Annahmen leiten derzeit nach Gergen sozialkonstruktivistische Betrachtungen:

1. Wie wir unsere Welt und uns selber verstehen steht nicht in einem ursächlichen Zusammenhang mit dem, was ist.
2. Unsere Beschreibungen, Erklärungen und Repräsentationen ergeben sich aus ihrer Anwendung innerhalb von Beziehungen. Bedeutungen entspringen der Koordination zwischen Menschen und der Welt.
3. Durch Beschreiben, Erklären oder in anderer Weise Präsentieren bzw. Sein formen wir unsere Zukunft.
4. Für zukünftige Zufriedenheit ist die Reflexion unserer Weisen des Verstehens wichtig: gewahr bleiben, dass das Sein, Gemeinte, Verstandene, Kommunizierte historisch und kulturell eingebunden ist und bleibt: „It is simply to recognize them as traditions – historically and culturally situated; it is to recognize the legitimacy of other traditions within their own terms. And it is to invite the kind of dialogue that might lead to a common ground“ (Gergen, 1999, S. 50).

Sprache, womit allgemein kommunizieren gemeint ist, erhält seine zentrale Bedeutung darin, wer, wie und was wir als Menschen sind und werden und als solche wahrgenommen werden. Die metaphorische Betrachtung lässt Raum für verschiedene Sichtweisen. Narrative, persönliche Erzählungen und Rhetorik sind nützlich zum Überzeugen. Objektivität wird erreicht, indem man in bestimmter Weise spricht und schreibt und sich diszipliniert an Regeln der Wissenschaft, des Gesetzes, der herrschenden Macht, an Usancen hält. Reales ist dann als Effektives, Funktionierendes in einer Gemeinschaft zu sehen: „Rhetoric of the real may be essential to effective community functioning; problems result primarily when the internal realities are treated as universal or ‚really real‘“ (Gergen, 1999, S. 76).

Gergen bezieht sich auf Goffman und Garfinkel, wenn er Menschen als Mitglieder beschreibt, die sich auf eine Reihe unhinterfragter Annahmen, Konventionen, Rituale und Routine verlassen, die im Chaos Ordnung schaffen und damit einander verstehen ermöglichen. Mit Sprache (Worte, Kleidung, Gehabe, Besitz, Vorlieben, Handlungen ...) signalisieren wir ständig, wer wir sind und für andere sind und werden oder sein möchten. Sprache schafft eine vermittelte lokale, öffentliche Identität, auch wenn angenommen werden kann, dass, wer wir sind, von Moment zu Moment prinzipiell offen ist (wir sind potentiell viele). Um miteinander auszukommen, bedarf es eines zumindest rudimentären gemeinsamen Verständnisses und Übereinstimmung darüber, was einen guten Umgang miteinander ausmacht: „We must have a set of shared understandings – even if primitive – of what exists (,the real‘) and of

what constitutes proper conduct (,the good‘). More concretely a shared ontology is largely the byproduct of a common language“ (Gergen, 1999, S. 81).

Gibt es etwas Profundes, allem Zugrundeliegendes, Allgemeinen? Die Geschichte zeigt wohl, dass dies allem Zugrundeliegende immer wieder etwas anderes war und ist. Allein dessen Annahme lässt Überlegungen und die Suche nach anderen Möglichkeiten nicht aufkommen oder andere Sichtweisen über lange Zeit unterdrücken. Was braucht es? „Accounts of our world that challenge the taken-for-granted conventions of understanding, and simultaneously invite us into new worlds of meaning and action“ (Gergen, 1999, S. 116). Auch dies ist nicht absolut zu setzen, je nach dem! Es braucht Raum für das eine und das andere, und dritte ... auch, das Implizierte, das Ungehörte, nicht Gesehene und doch auch zu Beachtende oder fallweise auch für das, was Konsens stiftet und zur Ruhe kommen ermöglicht. Weder das Allgemeine, noch das Partikuläre sind zu verachten, noch das aufeinander Beziehen vordringlich in den Vordergrund zu stellen oder überhaupt anzunehmen, dies wären nun die Essenzien des miteinander Lebens.

Die Unterscheidung vom Privaten und Öffentlichen ist im sozialkonstruktivistischen Ansatz willkürlich: „We must locate a way of understanding ourselves as constituents of a process that eclipses any individual within it, but is simultaneously constituted by its individual elements.“ (Gergen, 1999, S. 129). Der russische Literaturkritiker Mikhail Bakhtin ist dabei hilfreich. Menschen sind über den Dialog, das in Beziehung Treten und miteinander Sein in Bedeutungen hineinverwoben. Bemerkungen aus dem Schatz der Vergangenheit erhalten Bedeutung im Momentanen zum Zwecke eines Zukünftigen, indem jemand einen Beitrag leistet, nach außen reicht und sich in einer sozialen Situation verhält: „All utterances are double voiced, carrying the voice of the past but spoken into an ongoing dialogue“ (Gergen, 1999, S. 131). „Doing what comes naturally“, even if these doings are born within cultural history and intelligible only by virtue of the rules they obey“ (S. 132). Sie werden durch die Geschichte der bereits erlebten Interaktionen gefärbt und durch die Situation, in der sie Verwendung finden (sollten), geprägt. Das Konzept des Miteinanderseins macht die Vorstellung vom Ich und Du, dem Individuum und dem Selbst und dem Fremden und Unbekannten als getrennte Entitäten obsolet.

Im Dialogischen kann sich Bedeutung durch Erfahrungen miteinander entwickeln. „Without understanding, it seems, we cannot generate meaning together, cannot coordinate action, cannot coexist. But how do we go about understanding each other, and why is misunderstanding so common?“, fragt sich Gergen in einem weiteren Kapitel. Ein Vorverständnis ermöglicht erst den Verständigungsprozess. „One’s horizon can only be expanded, proposes Gadamer, by joining with the text in a dialogical relationship“ (S. 144). Durch den Austausch zwischen Text und Leser entsteht Neues. Verstehen entsteht durch das Miteinbeziehen der daraus folgenden Aktionen und Konsequenzen, dem Bedeutung Geben des Vorhergehenden und des Antizipierten in einem bestimmten Kontext. Für Gergen ist Verstehen eine Errungenschaft des Aufeinander Beziehens, der koordinierten Aktionen innerhalb von Traditionen: „Understanding is a relational achievement; it depends on coordinating actions – and most frequently, coordination as specified within a tradition“ (Gergen, 1999, S. 147). Tendenzen zur Übersimplifizierung, Stereotypisierung, den anderen in ein Schema pressen sind erwartete Reaktionen in sozialen Prozessen. Sie schaffen Wände zwischen uns. Gergen zieht einen Sprachschatz für relevante Handlungen einer Regelsammlung des Umgangs miteinander vor (S.154), zum Unterschied von Habermas, der z. B. eine Diskursethik vorgeschlagen hat: dass bei Konflikten ein Prozess des Argumentierens in Gang gesetzt werden sollte ( in Richtung Konsensfindung), jeder gleiche Rechte des Einbringens genießen sollte, und auch ähnlich mit Macht ausgestattet sein sollte, und dass



sich jeder mit dem Produkt am Ende identifizieren kann (nach Gergen, S. 153).

Im letzten Drittel des Buches beschreibt Gergen Beispiele aus der sozialen Praxis, den sozialen Disziplinen, in dem sein hier skizziertes Weltbild praktiziert wird: soziologische Betrachtungen, Kommunikationstraining, Erziehung, Medien, Werbung, (vorwiegend kurzzeittherapeutische, narrative und collaborative) Therapieansätze, Mediation, soziale Projekte in Gemeinden und Schaffen von Gesprächsforen für untereinander zerstrittene und verfeindete Lager, die eher Bewegung in Gang setzen als Positionen klären (was oft verfestigen bedeutet) fördern.

Die postmoderne Kultur hat Gergen bereits in seinem Buch „The Saturated Self“ thematisiert. Hier geht er noch weiter auf die Bedeutung der elektronischen Kommunikationsmittel als Drehscheibe und Medium des aufeinander Beziehens ein, das andere Formen ermöglicht und wiederum andere (fast) zum Verschwinden bringen lässt. „In terms of what can be said – what is reasonable and what is right – we enter a world of anything goes“ (Gergen, S. 210). „Yet, while technological developments are reducing the significance of face-to-face communities within the culture, we also find a striking increase in the number and importance of technobased communities“ (Gergen, S. 211). In Santa Monica in Kalifornien wurde ein öffentliches elektronisches Netzwerk für die Bürger eingerichtet, zum Ziel, die Bürgerbeteiligung und das Gemeinschaftsgefühl zu fördern. Jeder konnte jederzeit mitreden und Ideen weiterentwickeln, fördern, kritisieren usw. Nach 2 Jahren hatten sich allerdings erst 2% der Bürger von Santa Monica aktiv daran beteiligt. Aber dennoch – eine technisch möglich gemachte Lösung für eine offene demokratische Politikgestaltung? Könnten zu politischen Entscheidungen viele ihre Stimme anklicken, statt ein Gremium oder Einzelne in der Gemeinde entscheiden? Was bringen solche Vorgangsweisen mit sich? Diese Ideen entsprechen auch mehr dem Verständnis von Macht, in der „das Volk“ nicht als passive, manipulierbare Empfängerschaft prinzipiell gesehen wird, sondern als beteiligt, denkend, suchend, kritisch und engagiert.

Den anderen als jemanden mit vielen Rollen, Eigenschaften und Fähigkeiten ausgestattet zu sehen erleichtert die Entdeckung von vielen Standpunkten und Sichtweisen und Missverständnissen und lässt einem im Dialog bleiben. Es ladet dazu ein, die Vorannahmen des anderen zu erfahren wie auch zu respektieren und nicht primär durch Abgrenzung, Widerstand und Kritik Klärung, aber auch Distanz zueinander zu schaffen, die Dynamiken von Vergleichen, Verteidigen, Siegen und Gesicht bewahren müssen mit sich ziehen. Es schafft einen Unterschied, ob man die „Lösung“ oder die eine, neue Geschichte oder verschiedene Möglichkeiten des Verstehens und Handelns anpeilt und ob man seine Lösungen anderen als „objektiv“, richtig, notwendig usw. aufzwingt.

Als Sozialpsychologe geht Gergen natürlich auch auf soziologische Betrachtungen ein. Wenn das System das erschafft, was wir für gut und wahr halten, ohne signifikante Verbindung zu dem aufrechtzuerhalten, was der Fall ist, beschäftigen wir uns zunehmend mehr mit Repräsentationen als mit der Welt selbst. Aber was wäre ein Kuss, ohne die vielen Filme, Romane, Geschichten und Sehnsüchte, die der Berührung von Lippen Bedeutung geben? Strukturelle Macht fällt uns besonders dann auf, wenn sie uns einengt. Wenn unsere Handlungsspielräume verschwinden, fällt uns Ungerechtigkeit leichter auf, die wir der strukturellen Gewalt zuschreiben. Angriff erzeugt Gegenangriff und Widerstand. „Power resides not in a structure or a person but in a set of relationships ... It is not a privileged few, sitting at large desks or larger banquets, who are responsible for power relations, but people engaging in large numbers of interrelated activities spread across the culture“ (Gergen, S. 207/208). Er selbst tendiert eher zum Dialog suchen als zum Angriff. Für ihn gibt es in einer postmodernen Betrachtung keine falsche Sichtweise über die Gesellschaft,

gegen die man sich auflehnen oder sich davon emanzipieren sollte. Alle Positionen – entstanden im diskursiven Miteinander, auch die des Widerstands – können Platz gewinnen in einem Auseinandersetzen miteinander, wobei die Berechtigungen zum Sprechen und die Chancen des Gehörtseins sicherlich auch ein Thema sind und ein weiteres Bemühen erfordern, sich Berechtigung, Gehör und berücksichtigt werden zu verschaffen.

Jede Bewegung ist gleichzeitig eine potentielle Todeserklärung für Alternativen, selbst das Nicht-Handeln kommt einer Handlung gleich, wenn wir uns als Partizipierende im sozialen Miteinander verstehen. Im Dialog bleiben scheint moralisch gefordert zu sein, was heißt: dem anderen (wen auch immer) prinzipielle Mitsprache und Mitgestaltungszugestehen. Auf Seite 228 fasst Gergen die Hauptargumente für den sozialen Konstruktivismus noch einmal zusammen: „The arguments for constructionism are, after all, tied together by metaphor and narrative, they are historically and culturally bounded, and they are used by persons in the process of relating ... For the constructionist the process of dismantling the constructionist „rhetoric“ is an end much to be valued. It is just such questioning that enables us to move reflexively ... to step out of the discourse and entertain other possible realities. Constructionism does not ask to be accepted because it is true. Rather, constructionism invites collaboration among people in giving sense and significance to the world, and pressing on toward more inclusive futures together ... In sum, constructionism is more like an invitation to a dance, a game, a conversation, or a form of life.“

Die Alternative zur Suche nach Wahrheit und Werten, nach den Fundamenten, die uns leiten, ließ uns an einem ernststen Spiel teilnehmen, das selbst auch historisch, kulturell und lokal situiert ist – als Ausdruck und Bestandteil von und Beitrag zu Traditionen. In den reflexiven Momenten können wir unsere Grenzen und Beschränktheit betrachten und das Potential von Alternativen und anders möglich Gewesenen vielleicht erahnen – dazu ladet Kenneth Gergen die Leserin und den Leser ein.

Gerda Klammer, Wien

### Zur Rezension angebotene Bücher

*Bollas, Ch.: Genese der Persönlichkeit.* Psychoanalyse und Selbsterfahrung. 280 S. Klett-Cotta, Stuttgart, 2000. Geb. DM 58,-, sFr 55,-, öS 423,-.

*Dolto, F.: Weibliche Sexualität.* Die Libido und ihr weibliches Schicksal. 400 S. Klett-Cotta, Stuttgart, 2000. Geb. DM 68,-, sFr 63,80, öS 496,-.

*Eckstein, B., Fröhlig, B.: Praxishandbuch der Beratung und Psychotherapie.* Eine Arbeitshilfe für den Anfang (Leben lernen, Bd. 136). 360 S. Pfeiffer, Stuttgart, 2000. Brosch. DM 48,-, sFr 46,-, öS 350,-.

*Görlitz, G.: Körper und Gefühl in der Psychotherapie – Basisübungen* (Leben lernen, Bd. 120). 280 S. J. Pfeiffer, München, 1998. Brosch. DM 48,-, sFr 46,-, öS 350,-.

*Görlitz, G.: Körper und Gefühl in der Psychotherapie – Aufbauübungen* (Leben lernen, Bd. 121). 315 S. J. Pfeiffer, München, 1998. Brosch. DM 52,-, sFr 49,-, öS 380,-.

*Halberstadt-Freud, H. C.: Elektra versus Ödipus.* Das Drama der Mutter-Tochter-Beziehung. 253 S. Klett-Cotta, Stuttgart, 2000. Geb. DM 39,80, sFr 38,30, öS 291,-.

*Helmchen, H., Henn, F., Lauter, H. (Hrsg.): Psychiatrie der Gegenwart.* Bd. 4: Psychische Störungen bei somatischen Krankheiten. 4. Aufl. 15 Tab., 8 Abb., XII, 439 S. Springer, Berlin Heidelberg New York Tokyo, 1999. Geb. DM 333,-, sFr 300,-, öS 2.431,-.